

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hoem, Edvard
Die Geschichte von Mutter und Vater

Aus dem Norwegischen von Ebba D. Drolshagen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4045
978-3-518-46045-0

suhrkamp taschenbuch 4045

Fünzig Jahre hat der norwegische Schriftsteller Edvard Hoem die Geschichte seiner Eltern mit sich herumgetragen. Sie beginnt für ihn, als er sechs ist und eine einfache und gleichzeitig schwere Frage an die Mutter richtet: »Mama, liebst du den Papa?« Daß er mit seiner Frage an ein Familiengeheimnis rührt, ahnt er nicht. Sie antwortet: »Ich hatte Vater nicht lieb, als ich mit ihm zusammenkam. Aber ich habe ihn lieb gewonnen, weil er so beständig war, beständig und treu. Und das ist genauso wichtig wie die Liebe.«

Wie waren die Eltern, bevor sie seine Eltern wurden? Edvard Hoem erzählt die bewegende Geschichte seiner Eltern, eines jungen Wanderpredigers, der in den Tälern Norwegens Gottes Wort verkündet, und einer jungen Frau, der die Beziehung zu einem deutschen Soldaten mit einer Schwangerschaft großes Unglück beschert.

Edvard Hoem, geboren 1949 bei Molde an der norwegischen Westküste, lebt als Schriftsteller, Theaterregisseur und Shakespeare-Übersetzer in Oslo. *Die Geschichte von Mutter und Vater*, 2005 in Norwegen erschienen, wurde dort zum Bestseller. Die Fortsetzung, *Heimatland, Kindheit*, erscheint im Insel Verlag.

Edvard Hoem
Die Geschichte von
Mutter und Vater

Aus dem Norwegischen von
Ebba D. Drolshagen

Suhrkamp

Titel der 2005 erschienenen Originalausgabe:
Mors og fars historie

Die Übersetzung wurde durch NORLA gefördert.

Umschlagfoto: Charles Hewitt/Getty Images

suhrkamp taschenbuch 4045

Erste Auflage 2009

© Forlaget Oktober as, Oslo 2006

© der deutschen Ausgabe

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2007

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46045-0

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Die Geschichte von Mutter und Vater

VATERS LANGE REISE

I *Mama, liebst du den Papa?* fragte ich Mutter einmal in meiner fernen Kindheit. Wir waren in der Küche daheim auf dem Hof in einem kleinen Ort an Norwegens Westküste, es war ein Winterabend. Die Küchenwände waren blau, die Deckenlampe brannte, vor den Fenstern war es dunkel. Mutter klapperte mit Geschirr, sie räumte nach dem Abendessen auf. Das lief in all den Jahren immer gleich ab: Gegen neun war die Stallarbeit erledigt, die Kühe gemolken, das Pferd versorgt. Mutter war hereingekommen, um ihren Arbeitstag zu beenden.

Großvater und Großmutter begaben sich im Altenteil des Hauses zur Ruhe. Ihr Murmeln war durch die Wand zu hören. Wir Kinder, damals waren wir zu fünft, hatten Milch und selbstgebackenes Brot mit braunem Käse bekommen. Meine große Schwester befand sich irgendwo draußen, die kleineren Geschwister waren zu Bett geschickt worden. Ich saß bei Mutter, allein.

Die Dinge, die uns umgaben, in dem Augenblick, als ich die Frage stellte, tauchen auf: der schwarze Holzofen, der Wasserschöpfer, der an einem Haken am Wasserhahn hing, die billige Reproduktion eines Gemäldes an der Wand: Jesus, der vor einer Tür steht und anklopft. Ich sehe das Radiogerät, die Tassen und Teller auf dem Spültisch, die Töpfe auf dem Herd. Die Deckenlampe brannte, daran erinnere ich mich besonders gut. Das muß also gewesen sein, nachdem wir elektrisches Licht bekommen und die Paraffinlampe

weggeworfen hatten. Daher war das, bevor wir die Schafe aufgaben und bevor ich mit der Schule anfang, aber nachdem wir einen Radioapparat bekommen hatten, der mit Strom aus der Steckdose betrieben wurde und nicht mit Batterien wie das alte Radiogerät.

Ich war vielleicht sechs Jahre alt. Dann war das im Jahr 1955.

Ich hatte entdeckt, daß es etwas gab, das lieben heißt, und ich überlegte, was das sein könnte. Als ich es endlich wagte, Mutter zu fragen, war ich gespannt, weil ich nicht wußte, ob sie böse werden würde. Aber ich wollte wissen, was in einem so seltsamen Wort lag, und ich wollte ihr Gesicht sehen, wenn ich fragte.

Ich stellte Mutter die Frage nach der Liebe mit einem verlegenen Lächeln und rechnete damit, daß die Antwort kurz ausfallen würde. Wenn die allabendliche Arbeit getan war, wollte sie nur noch ins Bett, denn sie stand jeden Tag in aller Herrgottsfrühe auf. Mir ging es gar nicht um eine endgültige Antwort, ich wollte sehen, wie Mutter reagierte. Wenn ihr die Frage nicht paßte, würde sie antworten, daß ich mich bei Vater erkundigen solle, wenn er nach Hause käme. Vater war reisender Prediger der Inneren Mission und sieben Monate im Jahr unterwegs.

Aber dieses Mal antwortete Mutter nicht so leichtthin und abwesend wie eigentlich sonst immer. Sie hielt inne und sah mich mit einem Ausdruck an, den ich nie zuvor gesehen hatte. Sie öffnete den Mund und schloß ihn wieder, zweimal.

Dann sagte sie mit fremder Stimme das, was mich fünfzig Jahre lang nicht loslassen sollte:

»Ich hatte Vater nicht lieb, als ich mit ihm zusammenkam, aber ich habe ihn liebgewonnen, weil er beständig

war, beständig und treu, und das ist genauso wichtig wie Liebe.«

An diesem Abend öffnete sich eine Tür ins Unbekannte. Im Leben von Mutter und Vater gab es etwas, worüber nicht gesprochen werden sollte, aber nun hatte sie mir anvertraut, daß es das gab.

II An den meisten Tagen meiner Kindheit war ich mit meinen eigenen Dingen beschäftigt. Meine Eltern waren Eltern, sie sollten sich um mich und meine Geschwister kümmern, dafür sorgen, daß wir Essen, Kleidung und Geborgenheit bekamen.

Aber hin und wieder wunderte ich mich darüber, was gesagt und nicht gesagt wurde bei uns zu Hause. Vater und Mutter tauschten niemals Zärtlichkeiten aus, wenn wir Kinder zusahen. In diesem Milieu war es nicht üblich, daß Eltern sich bei Tag küßten und umarmten. Aber es kam auch nicht oft vor, daß im Beisein der Kinder ein böses Wort fiel. Zweimal in meiner Kindheit habe ich erlebt, daß es zwischen Vater und Mutter hitzig zuging. Beide Male war sie es, die mit verärgerter Stimme sprach, während er sanftmütig und versöhnlich blieb. Oft fand ich Mutter unverhältnismäßig streng, aber das ging vorbei, denn Vater war nachgiebig. Wenn sie mit Schimpfen fertig war, konnte er mit ihr scherzen und sie zum Lachen bringen.

Obwohl er der Geduldige war, stand ich meist auf ihrer Seite. Er schien immer unpraktisch und linkisch. Oft war ich böse auf ihn, weil er nicht wie andere Bauern zu Hause bleiben konnte, sondern immer fortreiste, um seine Andachten zu halten. Ich begriff nicht, daß es die Einkünfte aus diesen

Reisen waren, die für unseren Lebensunterhalt sorgten. Wenn ich ihn mit all meinen Fragen überfiel, reagierte er ruhig und nachsichtig.

III Viel Zeit ist seither vergangen, heute begreife ich es: Vater war ein Mann von sonderbarem Gemüt. Manchmal verschwand er aus dem Alltag in einen anderen Raum. Über einem Bibelzitat konnte er völlig in Gedanken versinken. Dann reagierte er nicht, wenn wir ihn ansprachen, oder er gab völlig unsinnige Antworten. Für ihn blieb die Bibel ein Buch voller Überraschungen, über jedes Wort, das darin stand, konnte man lange grübeln.

Bei anderen Gelegenheiten jedoch ging er völlig in dem auf, was hier und jetzt geschah. Manchmal erzählte er Geschichten von Menschen, die er getroffen hatte. Beim Gedanken an etwas, das er auf einer seiner Reisen erlebt hatte, lachte er manchmal laut auf.

Vaters Briefe an Mutter, die der Postbote am späten Nachmittag mit der Lokalzeitung *Romsdals Budstikke* brachte und die dann aus dem Briefkasten an der Straße geholt werden konnten, blieben, wenn Mutter sie gelesen hatte, auf einer Kommode liegen, allen neugierigen Augen zugänglich. Darin berichtete er meist, wo er sich aufhielt und bei wem er wohnte, in Norwegens entlegenen Nestern, auf seiner immerwährenden Tournee zur Errichtung des Gottesreiches auf Erden.

Als Vater 1990 starb, hinterließ er wenig mehr als eine Nagelschere, seine Rasiersachen und eine schwarze Tasche, außerdem mehrere hundert kleine Notizbücher, in die er seine Gedanken zu Gnade und Vergebung, Erlösung und Ver-

söhnung eingetragen hatte. Er war lutherischer Laienprediger in der Tradition der norwegischen Haugianer und überzeugt davon, daß er den göttlichen Auftrag erhalten hatte, das Evangelium Jesu Christi zu verkünden. Dieser Berufung widmete er sein Leben auf einer Reise, die dreiundvierzig Jahre dauerte. So viele Jahre saß Vater als Gast fremder Menschen in fremden Häusern und schrieb, vor sich die Bibel, seine Gedanken zu verschiedenen Bibelstellen in ein Heft, bevor er abends bei christlichen Zusammenkünften predigte.

Vater war nicht der große Volksredner vor brodelnden Versammlungen, auch wenn er während des Krieges vor vielen Menschen predigte. Vater war der Mann der *Hausandachten*. Bei Privatleuten und in Versammlungshäusern brachte er die Dörfler nach ihrem Tagwerk zur *Erbauung* zusammen. Bei diesen Hausandachten bedeuteten eine Handvoll Zuhörer einen Segen, kam mehr als ein Dutzend, konnte das auf *Erweckung* hindeuten. Da mußte man auch am folgenden Tag eine Andacht halten und hoffen, daß Gott die Seelen erlösen werde. Vater reiste von einem Haus zum nächsten, von Weiler zu Weiler. Er *wirkte im Kreis*, wie es in der Sprache der Inneren Mission hieß. Das bedeutete, daß Ort und Zeit der Versammlungen nicht lange im voraus festgelegt wurden, sondern im wesentlichen davon abhingen, wie er jeweils aufgenommen wurde. Er begann an einem Ort und machte dann mit seinen Andachten dort weiter, wo sie ihn haben wollten.

Es kam vor, daß jemand bei einer Hausandacht auf die Knie sank und sich *Gott anheimgab*. Das geschah fast immer ohne große Gesten. Von Handauflegen und Zungenreden konnte keine Rede sein. Wenn hier eine Umkehr geschah, dann ging das nüchtern und besonnen vonstatten. Wer sich hier bekannt hatte, der würde sein Leben lang dafür einstehen.

Vaters Reise begann während des Zweiten Weltkriegs, ging während des Kalten Kriegs weiter und endete erst, als vierzig Jahre später neue Winde über Osteuropa wehten. Er war bekannt dafür, daß er gut zuhören konnte, wenn Menschen in Not zu ihm kamen. Er schien selbst das eine oder andere erlebt zu haben, jedenfalls gab es keine Sünde, die ihn überrascht hätte. Er sagte oft, daß wir nicht richten sollten, da eines Tages über uns gerichtet würde.

Vater war ein Mann mit wunderlichen Einfällen. Wenn er predigte, trug er seine Gedanken mit seltsamen Pausen vor, als kämen die Worte, die er wählte, erst in diesem Moment zu ihm, obwohl er sich doch gründlich vorbereitet hatte.

Außer den Hunderten von Notizbüchern und mit winziger, fast kalligraphischer Schrift beschriebenen Zetteln fand ich unter den Papieren, die er hinterließ, zwei Bücher im Format der Notizhefte, aber mit festem Einband.

In diesen Büchern hatte er Tag für Tag festgehalten, wo er predigte, worüber er predigte und wer ihn beherbergte. Er hatte mit zierlicher Schrift ein Logbuch seines Lebens geführt, ohne einen einzigen persönlichen Kommentar. Viele Prediger führten solche Bücher, aber ich glaube, keiner tat es so gründlich wie Vater. Ich begreife nicht, wie er es schaffte, das durchzuhalten, in den Jahren, in denen er die Bücher führte, verändert sich die Schrift fast nicht. Alles ist mit Feder und Tinte oder Füllfederhalter geschrieben. Es gibt kaum eine Ausstreichung, kaum einen Verschreiber. Für wen hat er das geschrieben, wenn er es nicht einmal an einer Stelle aufbewahrte, wo wir es sicher finden würden, sondern in einem riesigen Stapel alter Zeitungsausschnitte, Umschläge mit herausgeschnittenen Briefmarken und Rechnungen von Geschäften und von der Molkerei?

Aus Mutters Jugendzeit gibt es wenige schriftliche Quel-

len. Aber Vater kann ich Tag für Tag verfolgen, auf dem Fahrrad, im Zug oder Omnibus, von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr. In den Kriegsjahren, zwischen 1940 und 1945, hielt Vater im Gudbrandsdal, das er zeit seines Lebens *Tal der Täler* nannte, bei Privatleuten und in Bethäusern über siebenhundert Andachten. Er predigte sechs oder sieben Tage die Woche, von Oktober bis Anfang Mai, das machte er vierzig Jahre lang, im ganzen Land.

Gab es jemanden, der mehr Landstraßenkilometer radelte als Vater? Gab es jemanden, der mehr über Steigungen und Frostaufbrüche wußte? Es liegt nah, an seine Erschöpfung und Müdigkeit zu denken. Aber er lebte mit den Jahreszeiten. Er sah das Laub sprießen und fallen. Er sah den Schnee auf dem Dovre und die Sonnenaufgänge an der Helgelandsküste.

IV Im Sommer war Vater zu Hause auf dem Bauernhof im Romsdal. Großvater wurde langsam alt, Vater mußte mehr und mehr von der Feldarbeit übernehmen. Im Frühjahr kehrte er von seinen Reisen nach Hause zurück, immer zum 1. Mai. Er war erschöpft, gab sich aber Mühe, in den Rhythmus der Arbeit auf dem Hof hineinzufinden. Als erstes fuhren er und Großvater den Mist auf die Äcker und Wiesen. Mutter und wir Kinder fuhren mit, wir setzten Kartoffeln und brachten die Kühe auf die Weide. Solange Großvater arbeiten konnte, wurde auch Getreide gesät. Im Moor wurde Torf als Brennmaterial für den Winter gestochen. Ein Nachbar, der einen Traktor hatte, mähte die Wiesen. An einem Sommermorgen beim Aufwachen das Brummen des Traktors zu hören war wunderbar. Aber Bachufer, Wegraine und

die vielen anderen schwer zugänglichen Stellen mähten Großvater und Vater immer mit der Sense.

Dann kam der Herbst, die Kartoffeln mußten aus dem Boden geholt werden, danach würde Vater zu einer neuen Reise aufbrechen. Wenn Mutter den ganzen Abend Hemden bügelte und seinen Koffer packte, wußten wir, daß es wieder soweit war.

Aber nicht selten kam sein Abreisetag so plötzlich, daß die Kartoffeln in dem Regenwetter noch in der Erde waren, wenn er losfuhr. Dann mußten Großvater, Mutter und wir Kinder raus und sie retten. Wir haßten die windigen Nachmittage auf dem Kartoffelacker, weil es immer dunkel wurde, bevor wir fertig waren. Die Erde klebte an den Fingern, und der Regen lief uns den Rücken hinunter. Aber wir waren bei der Arbeit zusammen, und wenn wir die Kartoffeln endlich ins Haus gebracht hatten, waren wir froh.

Ich blättere in Vaters Logbüchern, und mein Blick bleibt an einem dunklen Vorweihnachtsabend hängen, dem 15. Dezember 1946. Da steht *Nylund, Øyer*.

Das ist Mutters Elternhaus im Gudbrandsdal.

An diesem Abend predigte Vater über den 95. Psalm, Vers 7: *Denn er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand*.

Irgendwann während dieser Andacht begann ein Kind zu weinen, und Mutter mußte die Runde verlassen, um das Kind zu beruhigen. Später an diesem Abend konnten dann alle sehen, daß Vater diese Frau wollte, die ein Kind von einem anderen hatte.

Vier Monate später, an seinem dreißigsten Geburtstag, am 12. April 1947, verlobten sich Mutter und Vater.

Aber die Geschichte begann viel früher.

DER MEISTER IST DA UND RUFT DICH

I In einem kleinen, rotgestrichenen Schulhaus, das »Hoem-Schule« heißt, an einem Abend vor Weihnachten 1931, findet ein Missionstreffen statt, draußen ist es schon lange dunkel.

Das Schulhäuschen liegt an einem Hang außerhalb des Dorfs, im Romsdal in Norwegen, unterhalb eines Bergs, der Jendemsfjell heißt. Es befindet sich zwischen Wacholdergesträuch, das mit verharschtem Schnee bedeckt ist. An diesem Tag hat es geregnet und geschneit, aber gegen Abend ziehen sich die Wolken, und die Sterne kommen heraus. Sie leuchten über den Wiesen, den Fjorden und über dem roten Schulhaus. Es sind dieselben Sterne, die auf der ganzen Welt scheinen, überall, wo Menschen ihr Zuhause haben. Es sind die Sterne, die über den Feldern von Bethlehem leuchteten, wo die Hirten schliefen, und sie schienen über der Prärie in Amerika. Die Sterne über dem Hang, wo die Hoem-Schule steht, gehören allen. Es sind die Sterne, die Abraham sah, als er Gottes Verheißung empfing. Die Zeit vergeht, aber die Sterne bleiben dieselben, sie sind wie Gottes ewiges Wort, sie leuchten von Geschlecht zu Geschlecht.

Aus dem Schornstein des Schulhauses steigt ein dünner Rauchstreifen zum Sternenglanz auf, wie er auch schon von Abrahams Zelt aufstieg. Die Leute im Haus feuern mit Birkenholz. Sie singen ein Lied, und als das Lied zu Ende ist, spricht ein Mann.

Langsam werden sie im matten Paraffinlicht erkennbar, erst der Prediger, der Rasmus Seter heißt und damals im

Romsdal von einem Ort zum nächsten reiste, um die Seelen zu erwecken, dann die fünfzehn Menschen, die gekommen sind, um ihm zuzuhören.

Die Anwesenden sitzen an Schulpulten, die für die erwachsenen Männer und Frauen zu niedrig sind. Sie wirken zusammengesunken, wie sie dasitzen und dem Prediger lauschen, der mit sanfter Stimme spricht. »Der Herr ist gekommen, um euch heute abend zu treffen«, sagt er. »Hierher ist er heute abend gekommen, in die Schule in Hoem. Er ist nicht nur im Himmel! Er ist hier, in diesem bescheidenen Haus, und er fragt, ob du bereit bist, ihm dein Herz und dein Leben zu schenken, oder ob du dem finsternen Sündenpfad folgen willst, der in die Verdammnis führt.«

»Nein, du wirst nicht verdammt! Das wirst du nicht!« sagt der Prediger, er wendet sich an jeden einzelnen, auch wenn er zu allen spricht. »Dein Weg ist der Weg des Himmels, du bist ein Mensch, der Jesus gehört!«

Jemand schnieft, ein anderer räuspert sich, weil es ihn im Hals kratzt, aber sonst ist es völlig still, sie hören nur die Worte des Predigers und den nassen Wind, der vor dem Haus bläst. Die Paraffinlampe an der Decke pendelt ein wenig, im Raum verbreitet sich der Geruch von vielen Menschen in nasser Kleidung. Es ist dunkel, denn bevor sie zur Andacht gehen konnten, mußten sie erst das Vieh versorgen. Unter dem unruhigen und weiten Himmel, über den wieder dunkle Wolken treiben, zwischen denen nur manchmal Sterne aufblitzen, steht das rote Gebäude, allein an einem Hang außerhalb des Ortes, und obwohl es ein unscheinbares Haus ist, mit Grasdach und weißgestrichenen Windbrettern, ist es doch ein Tempel Gottes des Allmächtigen. Denn hier sind Gottes Kinder versammelt.

Die Frauen haben sich ihre schwarzen Tücher vom Kopf

genommen und um die Schultern gelegt. Sie tragen, wie die Männer, Kleidung aus dickem Wolltuch oder Strickjacken über blauen Drillichblusen. Sie sind nicht herausgeputzt, aber sie haben sich gerichtet, so nannte man es, wenn man sich wusch, um das Wort zu empfangen, das Leben und Tod überdauert.

Edvard Knutsen Hoem, Bauer auf dem Hof mit Namen Bakken, und seine Frau Beret Anna sind auch zur Andacht gekommen. Knapp ein Jahr zuvor haben sie ihren ältesten Sohn verloren, vor kurzem mußten sie ihren zweiten Sohn Lars in die Irrenanstalt bringen. Ihre Töchter Anna und Martha und ihr fünfzehnjähriger Sohn Knut sind an diesem Abend mitgekommen. Die Mädchen singen aus vollem Hals: Nie verblaßt Jesu Name, er trotzt der Vergänglichkeit.

Von ihrer Mutter kein Ton. Der Kummer quält sie so sehr, daß sie nicht mehr singen kann. Ihr Gesicht ist von Schlaflosigkeit scharfkantig. Ihrem Mann, Edvard Knutsen, ist es auch zuviel. Er muß jetzt viele Aufgaben seiner Frau übernehmen, Arbeit und Sorge bedrücken ihn, aber er sitzt kerzengerade, keiner soll denken, daß das Unglück so groß werden kann, daß er daran zerbricht. Nein, für ihn ist das eine Prüfung, die er bestehen muß, und er wird aller Welt zeigen, daß er sie besteht.

Ihre Familie ist von einer Heimsuchung betroffen. Erst kam der Tod zu ihnen, danach ein weiterer, düsterer Gast. Ihr Sohn Einar war zwanzig Jahre alt, als ihn die weiße Pest, die Tuberkulose, befiel. Er befand sich am Fuße des Jendemsfjells, um Holz zu holen, das war vor zwei Jahren. Plötzlich wurden seine Finger ganz weiß. Als er nach Hause kam, legte er sich hin und stand nicht mehr auf. Er starb nach vierwöchigem Krankenlager Mitte Januar.

Und Lars, der zweite Sohn, der bereits mit sechzehn einen

Onkel nach Kanada begleitet hatte und in British Columbia Bäume fällte, als er achtzehn war, ertrug wohl nicht, daß der ältere Bruder tot war. Lars schlief nicht mehr, bald war mit ihm nicht mehr zusammenzuarbeiten. Als er mitbekam, daß viele seiner Arbeitskameraden Katholiken waren, machte er abfällige Bemerkungen über den Papst in Rom. Aber die anderen Holzfäller wollten sich nicht damit abfinden, daß er abfällig über ihren Glauben sprach. Sie sagten, sie würden ihn sich vornehmen, wenn er am wenigsten darauf gefaßt wäre. Er begann Stimmen zu hören, wenn niemand in der Nähe war, und antwortete zornig auf Fragen, die ihm niemand gestellt hatte. Nach einem Aufenthalt im Krankenhaus von Victoria wurde er auf Kosten der kanadischen Regierung nach Norwegen zurückgeschickt. Er kam heim zu den Eltern, als im Herbst die Kartoffeln aus dem Boden geholt werden sollten. Sie freuten sich über die Maßen, daß er kommen würde, auch wenn sie wußten, daß nicht alles zum besten stand. Als er im Hause stand, war das erste, was er sagte: *Gibt es hier in Hoem Teufel?*

Wenig später begriffen sie, daß er geisteskrank war.

Sie hatten ihn mehrere Wochen lang zu Hause behalten. Nun war er endlich in die Opdøl-Anstalt am Romsdalsfjord gebracht worden. Die Diagnose lautete: Schizophrenie. Das war ein furchtbarer Schlag, aber wenigstens kümmerten sich dort kundige Menschen um ihn. Zum ersten Mal seit vielen Wochen konnten sie wieder das Haus verlassen und die Andacht besuchen.

Lars' Brüder und Schwestern hatten mitangesehen, was der Wahnsinn aus ihm machte. Sie hatten Todesängste ausgestanden, bevor er endlich fortgebracht wurde. Jetzt nahmen sie sich zusammen und bemühten sich, das Lied mitzusingen.

Die beiden jüngsten Kinder sind nicht bei der Andacht,

aber der vierzehneinhalbjährige Knut, der mein Vater werden sollte, ist anwesend.

Man könnte meinen, daß er mit den Tränen kämpft. Seine Schultern heben und senken sich, als hielte er die Luft an, er ist rot im Gesicht, es fehlt nicht viel, denken sie, und er springt auf und läuft hinaus.

Der Prediger erteilt den Anwesenden das Wort. Jetzt sollen sie Zeugnis ablegen von ihrer persönlichen Begegnung mit Jesus Christus. Es sind mehrere Kinder und Jugendliche bei der Andacht, sie warten darauf, daß jemand die Stille durchbricht und etwas sagt. Aber sie haben nicht erwartet, daß Knut aufstehen würde.

Es ist nicht üblich, daß einer das Wort ergreift, der nicht konfirmiert ist.

Aber Knut erhebt sich von seinem Pult, er steht mit gefalteten Händen da und räuspert sich, um etwas herausbringen zu können. »Ich habe ein Bibelwort gefunden«, sagt er. »Es hat so stark zu mir gesprochen, daß ich nicht anders kann, als davon zu erzählen. Es ist die Geschichte, wie Jesus zu den Schwestern Martha und Maria in Bethanien kommt. Da geht Martha zu ihrer Schwester und sagt: ›Der Meister ist da und ruft dich‹.«

»Ich bin der, den Jesus an dieser Stelle ruft«, sagt Vater. »Er wendet sich an uns alle, er fragt nach *dir* und nach *dir*! An uns alle geht heute abend sein Ruf, er will wissen, ob wir ihm folgen wollen. Und ich antworte, daß ich ihm folgen will. Ich will dem Ruf folgen und mein Leben in seinen Dienst stellen.«

Das ist alles.

Nach einer Pause sagt der Prediger: »Was du gesagt hast, hat uns gutgetan, junger Freund. Jetzt beten wir.« Alte und Junge, auch Vater, knien nieder, die Hände liegen gefaltet auf

den Pultdeckeln, die Köpfe sind über die Hände gebeugt. Der Prediger beginnt mit den Gebeten, die jetzt zu Gottvater im Himmel emporsteigen, und die Anwesenden seufzen: *Dank, bester Jesus, oder Großer Gott, wir loben dich*, je nachdem, wie forsch und unbefangen sie sind. Nach einer Viertelstunde verebben die Gebete. Die alten Frauen mit ihren schwarzen Schals brauchen Zeit, um auf die Füße zu kommen. Die schwere Arbeit, die sie von früh bis spät verrichten, macht die Glieder steif. Beret Anna Hoem, die in diesem Sommer fünfzig geworden ist, hat die schlimmsten Jahre ihres Lebens kaum hinter sich. Sie lächelt nicht, wenn jemand mit ihr spricht. Sie lächelt auch nicht, als Knut ihr einen Blick zuwirft. Sie gibt nur einen kleinen Laut von sich, weniger als ein Räuspern, und er kann nicht deuten, ob sie damit Anerkennung ausdrücken will oder ob sie von ihm enttäuscht ist. Knut war der große Junge gewesen, der seine Mutter hatte trösten können. Gerade hat er verkündet, welcher Berufung er sein Leben weihen will. Er hat verkündet, daß er Gott dienen werde, aber es sieht nicht aus, als verstünde die Mutter, was das bedeutet! Auch die Schwestern sprechen nicht mit ihrem Bruder, sie loben ihn nicht, sie sehen ihn nur an.

Da bittet sein Vater, Edvard Knutsen Hoem, ums Wort und steht auf. Er hat eine besondere Art, sich vorzubereiten, wenn er das Wort ergreifen will, er schmatzt ein wenig, als wolle er erst ausprobieren, ob die Stimme trägt. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, sein Leben ist nicht einfach gewesen. Aber er hält sich noch gerade, und seine schmale Ehefrau sieht ihn an, wenn er spricht, sie schlägt nicht die Augen nieder, wie andere Frauen es tun. Sie zeigt, daß sie in dieser Zeit des großen gemeinsamen Kummers voll und ganz auf der Seite ihres Mannes steht.

Großvater spricht nicht über seinen Glauben. Er will an